

Der Wurm und das Schneehuhn



Alle Holzfäller schworen, sie hätten jenen Stammrutsch, der Johannes Gerlitzten zu Sommerbeginn 1959 die Schulter ausrenkte und den rechten Arm brach, nicht kommen sehen. Zu Johannes' Glück waren es nur fünf gefällte Fichten – Äste und Zweige waren bereits abgeschlagen –, die so schwer auf dem feuchten Waldweg lasteten, dass dieser abrutschte. Es war später Vormittag, die Holzfäller tranken ihr zweites Bier, aßen Äpfel und reichten die Schnapsflasche im Kreis. Eine Stunde wollten sie noch arbeiten, bevor die Mittagshitze in den Fichtenwald am Nordhang des Sporzer Alpenhauptkamms kroch. Johannes hatte sich abgesondert, er kletterte etwas weiter südlich durch das Unterholz, suchte nach dem richtigen Material, um eine Marienstatue zu schnitzen, die bei ihm bestellt worden war. Erst als die Vögel aufflogen und die Erschütterung Hasen aus ihren Sassen schreckte, bemerkten die Männer das Unglück. Einen Wimpernschlag später polterten die Stämme mit markerschütterndem Donnern abwärts, rissen Jungbäume um wie Kartenhäuser und kamen mit ungebremster Wucht auf Johannes zu. Dieser reagierte schnell, versuchte zu flüchten, doch als der letzte Stamm direkt auf ihn zuhielt, konnte er nur noch zur Seite springen – und sprang nicht weit genug. Die anderen Holzfäller dachten, jetzt sei er hin, und ihre Herzen machten vor Erleichterung einen Satz, als Johannes Gerlitzten aus dem Unterholz auftauchte und in einem Atemzug Teufel und Dreifaltigkeit verfluchte.

Elisabeth Gerlitzten fluchte gleichermaßen, als Franz Patscherkofel und Leopold Kaunergrat ihren Ehemann in die Küche brachten, der ein Taschentuch zwischen den Zähnen stecken hatte und auf zwanzig Meter nach Schnaps stank – drei Viertel der Flasche hatten ihm die Holzfäller zur Schmerzbetäubung eingeflößt.

»Kruzifixn sacra, es depperten Mannsbilder könnt's a nia aufpassn, und immer de Sauferei! Hiazn schleichts enk owi ins Tal und holts ma den Doktor auffi!«, polterte sie, doch Johannes spuckte das Taschentuch aus und keuchte unter Schmerzen:

»Wegn so aner Klanigkeit brauchts do net den Hochg'schis-senen holn, bluatet jo net amoi, hol liaba nu a Flaschn Schnaps.«

In St. Peter am Anger gab es oft Verletzte, wenn die Männer in den Wald gingen. 1959 konnte jeder mit einer Axt umgehen, aber niemand war professioneller Holzfäller. Alle fällten, was sie an Holz brauchten, Franz Patscherkofel hatte Stützbalken benötigt, Leopold Kaunergrat Brennholz für den Winter, und Johannes Gerlitzten war als Berufsschnitzer immer auf der Suche nach gutem Holz. Unfälle waren sie gewohnt, und den Doktor aus dem Tal konnte niemand leiden, da er sich für den Geschmack der Dorfbewohner viel zu unverständlich ausdrückte und unangemessen herablassend verhielt. Nur wenn es sich um lebensbedrohliche Notfälle handelte, wurde der Doktor gerufen, aber da der Weg ins Tal weit und beschwerlich war, kam er im Ernstfall meist zu spät. Dass Johannes' Schulter ausgekugelt war, konnten sogar die Holzfäller diagnostizieren, und so hielt Franz Patscherkofel Johannes fest, damit sich dieser nicht bewegen konnte, während Leopold Kaunergrat ihm die Schulter einrenkte. Kurz darauf war die Schnapsflasche leer. Schließlich riefen die Männer noch Johannes' Nachbarn herbei, den Tischler Karl Ötsch, um den gebrochenen Arm mit einer Holzmanschette ruhig zu stellen.

»G'hupft wia g'hatscht, ob da Ötsch oder da Doktor«, sagte

Johannes und biss auf Elisabeths zusammengefaltetes Kopftuch, während der Nachbar den oberen Teil der Schiene mit Kurznägeln zusammenklopfte.

»G'hupft wia g'sprunga hoaßt des«, antwortete dieser und grinste, dass man seine halbverfaulten Zähne sah, auf denen der Raucherbelag wie Schimmel wucherte. Daraufhin brachen sie in Streit über diese Redewendung aus, und kaum dass die Schiene fixiert war, riss Johannes mit seiner gesunden Hand an den verfilzten Haaren des Nachbarn, während dieser versuchte, Johannes' Ohr abzdrehen. Erst als Elisabeth einen Kübel Brunnenwasser über ihnen ausgoss, ließen sie voneinander ab. Seit sie Kinder waren, ging das so, und Elisabeth hatte, da sie unmittelbar neben den Ötschs wohnten, immer einen Kübel kaltes Wasser parat. Am Gartenzaun standen fünf davon.

Das ganze Dorf hatte Schlimmes befürchtet, als Johannes und Elisabeth ein Haus neben Karl Ötsch bauten, aber Johannes hatte diesen Grund von seinem Großvater vererbt bekommen, und sich zu prügeln war 1959 nichts Verbotenes. Soweit sich die älteren Frauen des Dorfes erinnern konnten, hatten sich Johannes Gerlitzten und Karl Ötsch bereits das Holzspielzeug über die Köpfe gezogen, als sie noch in Windeln steckten. Die meisten Dorfbewohner glaubten, der Grund ihrer ständigen Auseinandersetzungen sei, dass sie so verschieden waren. Johannes war ein ruhiger und nachdenklicher Mensch, der lieber zuerst überlegte, bevor er vorschnell etwas sagte, während Karl Ötsch seine Meinung herausposaunte, ohne dass ihn jemand gefragt hätte – gern so laut, dass er bis ins Angertal gehört wurde. Neben dem hellhäutigen, großgewachsenen Johannes sah Karl Ötsch aus wie ein Gegenentwurf, klein, rundlich, pausbäckig und mit dunkler Haut und rabenschwarzem Haar. Egal worum es ging, Karl und Johannes waren sich uneinig, und keiner von beiden war je bereit, dem anderen ohne Schmerzen recht zu geben.

Anfangs störten sich weder Johannes noch Elisabeth daran, dass er wegen der Verletzung seinem Beruf als Schnitzer nicht nachgehen konnte, und auch Johannes' Kunden hatten Verständnis, dass sich ihre bestellten Statuen, Ornamente oder Weihnachtskrippen etwas verzögern würden. Johannes und Elisabeth hatten erst im April geheiratet, alle 420 Bewohner hatten drei Tage lang gefeiert. Die Blasmusik hatte gespielt, im alten Feuerwehrtwagen hatte man das Brautpaar von der Kirche ins Wirtshaus gebracht, ein Aufmarsch wie bei den Prozessionen zu Hochfesten. Dreizehn Jahre hatten die Dorfbewohner auf diese Hochzeit gewartet, da die beiden seit der Volksschule so gut wie verlobt waren. Schon lange bevor Johannes bei Elisabeth fensterln gewesen war, hatten die alten Frauen auf der Kirchenstiege überlegt, wie schön die Kinder der beiden sein würden. Johannes war etwas größer als die meisten Männer im Dorf und athletisch gebaut. Man konnte ahnen, dass er niemals den St.-Petri-Bierbauch ansetzen würde, der ab dreißig bei fast allen über der Hose hing. Er war feingliedrig, hatte starke Wangenknochen, doch das Beeindruckendste an ihm waren die Haare, die so blond waren, dass sie in der Dunkelheit leuchteten. Elisabeths Haare wiederum leuchteten im Sonnenlicht. Auch sie war blond, aber mit einem rötlichen Einschlag, der ihren locker gebundenen Zopf zum Funkeln brachte. Sie hatte eine gesunde Gesichtsfarbe, und was Johannes am meisten an ihr liebte, war, wie schnell sich ihre Wangen tiefrot färbten, wenn sie lachte. Elisabeth war das manchmal unangenehm, da sie meinte, wie ein Schulmädchen auszusehen. Johannes küsste dann eilig ihre Nasenspitze oder ihr Ohrläppchen, woraufhin sie noch roter wurde und verschmitzt kicherte.

In den 50ern waren Flitterwochen in St. Peter am Anger noch nicht erfunden, aber dank Johannes' Verletzung kam das junge Liebespaar nun zum Feiern seiner Ehe. Die beiden genossen mehrmals täglich die Freiheit, sich nicht wie in ihrer

Jugend in Heustadeln, Holzschupfen und Selchkammern verrenken zu müssen. Bis ihnen übel wurde. Mit Johannes fing es an, er hatte ständig Bauchschmerzen, die zu schweren Verdauungsbeschwerden führten. Bald darauf hustete Elisabeth morgens alle Mahlzeiten des Vortages ins Plumpsklo hinterm Haus. Auf der Kirchenstiege meinten die einen, Elisabeth würde schlecht kochen, während die anderen am Springbrunnen erzählten, Johannes würde Elisabeth und sich zu viel Schnaps genehmigen. Erst als der ziegengesichtige Doktor aus Lenk im Tal seine zweimonatliche Sprechstunde im Versammlungssaal des Gemeinderats abhielt, wurde das Rätsel gelöst. Beiden Eheleuten lag etwas im Bauch: Elisabeth war schwanger, Johannes hatte einen Bandwurm.

Elisabeths Freude war grenzenlos. Zwei Stunden später hatte sie sich bereits den alten Schaukelstuhl vom Dachboden holen lassen, wippte selig darin und strickte Babysocken. Johannes hingegen war mulmig zumute. Er konnte sich kaum freuen, bald Vater zu werden, denn ständig grübelte er, was der Wurm wohl trieb. Schliefe er, oder schwamm er herum? Hatte der Wurm überhaupt Augen, und vor allem: Wie war der Wurm in seinen Bauch gekommen? Der Doktor hatte auf Johannes' Fragen in einem Latein geantwortet, das nicht einmal der Pfarrer verstanden hätte. Der Doktor war nämlich beleidigt, dass Johannes seinen gebrochenen Arm lieber vom Dorftischler hatte behandeln lassen als von einem Spezialisten, und in seinem Ärger hatte er Johannes angekündigt, dass es mindestens ein halbes Jahr dauern würde, bis er ihm ein Anti-Wurm-Medikament aus der Hauptstadt besorgen könne.

Da ihm auch die Volksschullehrerin nichts über im Menschen lebende Würmer erzählen konnte, schlich Johannes, verunsichert von den kuriosen Ideen der Leute im Wirtshaus, drei Tage lang um das Gemeindeamt. Er war sich sicher, dass die Theorien der St. Petrianer Blödsinn waren – das hätte er ja gemerkt, wenn sich so ein großer Wurm von hinten an-

geschlichen hätte. Am dritten Tag wagte er schließlich, die Gemeindeamtstür zu öffnen. Er ging durch das Eingangszimmer am Postamt und am Aufenthaltsraum der Gendarmen vorbei bis in die Dorfbibliothek. Seit ihn der Pfarrer zu Schulzeiten zur Strafe fürs Stanniolkugelwerfen hierhergeschickt hatte, um sich einen Katechismus auszuborgen und der Klasse daraus zu referieren, war er nicht mehr hier gewesen. Die Bibliothek war von den Benediktinermönchen aus Lenk angelegt worden, viele Jahre lang hatten sie die Bücher auf Generationen von Mauleseln auf den Angerberg transportiert. Nachdem sich das Dorf jedoch vom Kloster losgesagt und die Mönche, die von ihnen Steuern verlangten, mit Mistgabeln die Talstraße hinuntergejagt hatte, war die Bibliothek von niemandem mehr gepflegt worden, bis vor einigen Jahren gescheckte Nagekäfer eingezogen waren, woraufhin man zwei Drittel aller Bücher verbrannt hatte. In St. Peter am Anger hielt sich hartnäckig der Volksglaube, das Klopfen der Nagekäfer würde Tod und Verderben ankündigen. Dabei rief das Männchen nicht den Teufel, sondern das Weibchen zum Liebesspiel.

Die Gemeinsekretärin, die neben ihrer Hauptbeschäftigung auch das Amt des Postfräuleins, der Gendarmerieaushilfe und der Bibliothekarin bestritt, half Johannes bei der Suche. Bis sie in den verbliebenen, ungeordneten Beständen etwas Brauchbares fanden, dauerte es eine Weile. Oftmals tauchten hinter den Büchern mumifizierte Nagekäfer oder kinderfaustgroße Spinnen auf, und Johannes zuckte bei jedem Kreischer seiner Helferin zusammen, doch kurz bevor er einen Hörsturz bekam, wischte sie den Staub von einem Buch, für das er ihr jahrzehntlang dankbar sein würde. *Karl Franz Anton von Schreiber: Nachricht von einer beträchtlichen Sammlung thierischer Eingeweidewürmer und Einladung zu einer literarischen Verbindung.* Es war 1811 verfasst worden, aber für den Schnitzer Johannes Gerlitzten genau die richtige Lektüre. Es handelte sich nicht um ein komplexes naturwissenschaftliches Werk, sondern

um eine Chronik, einen Bericht über die Entdeckungen der Wurmforscher im k. k. Hof-Naturalienkabinett in der Hauptstadt. Als diese Männer sich an die Arbeit gemacht hatten, war kaum etwas über Würmer bekannt gewesen. Und somit begannen die Aufzeichnungen Schreibers günstigerweise auf der Höhe von Johannes' Wissensstand. Der Schnitzer verbrachte den Tag in der Bibliothek und wanderte am wackeligen Lesetischchen dem einfallenden Sonnenlicht hinterher. Auf dem Nachhauseweg fühlte er sich bereits ein bisschen weniger abstoßend: In der Hauptstadt hatte vor 150 Jahren fast jeder einen Wurm gehabt, der Kaiser Franz hatte aus Sorge um seine Untertanen sogar befohlen, dass *alle Naturforscher, welche an jenem Gegenstand Interesse nehmen, mit dem k. k. Naturaliencabinet in Verbindung treten und durch Mittheilung ihrer schon gemachten und künftigen Beobachtungen und Entdeckungen zur Vervollkommnung und kräftigeren Wirkungsfähigkeit der hiesigen Anstalt, zur Vervollständigung unserer Sammlung und auf diese Weise zur Bereicherung und Vervollkommnung der k. k. Erforschung der im Menschen lebenden Parasiten – zum Wohle aller Völker – beyzutragen.*

Sogar Wettstreite um die richtige Behandlung der wurmbefallenen Patienten hatte es unter den Ärzten gegeben. Johannes musste zugeben, dass es ihn bei manchen Schilderungen Schreibers ziemlich geschaudert hatte. *Als der Kranke mit einer Art Heroismus die Medikamente zu sich nahm, sprang er plötzlich aus dem Bette, um sich auf den Leibstuhl zu setzen. Er erblaßte, zitterte und bebte, ein kalter Todesschweiß bedeckte den ganzen Körper. Beinahe hätte Doktor Bremser triumphiert, allein seine langsame Behandlungsweise strafte seine Freude durch einen etwa in acht Tagen erfolgten Abortus bei der von ihm behandelten Frau, bei welcher er nichts weniger als eine Schwangerschaft vermutet hätte.*

1959 wurde der Herbst von einer wochenlangen Schlechtwetterfront eingeleitet. Der Wind blies ein Tiefdruckgebiet in das Angertal, das sich an den Sporzer Alpen anstaute wie

ein zusammengedrückter Wattebausch, bis die Wolken am Großen Sporzer zu kleben schienen. Johannes ging nun öfter in die Bibliothek. Die universelle Gemeindeamtsbedienstete hatte ihm zwar empfohlen, die Bücher auszuleihen, aber täglich von 8:30 bis 18:00 Uhr an seinem Platz zu sitzen und sich durch die Erforschung der Helminthen zu lesen, so als wäre man selbst am Sezieren, Analysieren, Klassifizieren und Präparieren beteiligt, fühlte sich für ihn wie Arbeit an. Schnitzen war mit dem lädierten Arm noch nicht möglich, und überhaupt hatte Johannes den Eindruck, alles, was er zurzeit Nützliches tun könne, sei lesen. Der Nachbar Ötsch von links hatte währenddessen im Lästern über Johannes' Leselust eine neue Leidenschaft gefunden, doch Johannes hatte Elisabeth versprochen, sich bis zur Geburt des Kindes auf keine Prügelei mehr einzulassen. Nachdem der Regen eingesetzt hatte, machten sich jedoch auch Johannes' Wirtshausfreunde über seine Präsenz in der Bibliothek lustig.

»Lasst di dei Frau nimmer zuwi und wüllst hiaz a Pfaff werdn?«, grölten der vorlaute Großbauer Anton Rettenstein, der dicke Bürgermeistersohn Friedrich Ebersberger, der Lebensmittelgreißler Wilhelm Hochschwab und der sonst so freundliche Briefträger Gerhard Rossbrand, obwohl der St.-Petri-Pfarrer gar nichts für Bücher übrig hatte. Er nutzte Lektüre lediglich als Strafe für Sünder und widmete sich außerhalb der Messzeiten der Renovierung des Kirchturmes. Johannes beachtete all die Häme nicht. Wegen des starken Regens hatten die Männer nichts anderes zu tun, als vom Bett ins Wirtshaus zu stolpern. Sogar die Gendarmen tranken mittags ihr erstes Bier, da zur Regenzeit ohnehin nie etwas passierte, und wenn, dann im Wirtshaus.

St. Peter am Anger war ein kleines Dorf, das vor allem von einer Einnahmequelle lebte – den weltweit einzigartigen Adlitzbeerenbaumbeständen. Nirgendwo auf der Welt gab es derart viele und hohe Adlitzbeerenbäume, deren Ertrag genug

einbrachte, um ein ganzes Dorf zu erhalten. Die St. Petrianer hatten gar keine Verwendung für all ihre Beeren, doch im Rest der Welt waren sie ein gefragtes, teures Gut zur Herstellung spezieller Medikamente. Obwohl jeder Bewohner neben der Adlitzbeerenwirtschaft noch einen anderen Beruf ausübte, halfen zur Erntezeit alle zusammen. Und wenn die Ernte wie jetzt wegen Regens unterbrochen war, wurde im Wirtshaus auf besseres Wetter gewartet. Denn es war ein heiliges Gesetz, dass während der Adlitzbeerenernte niemand einer anderen Beschäftigung nachging.

Johannes jedoch hatte eine Aufgabe, die ihm weder sein gebrochener Arm noch der Regen nehmen konnten – er las sich durch die Welt der Würmer. Bald war er von den Wesen fasziniert. Er fand es außerordentlich, wie so ein kleines Staubkorn im Wasser von einem Krebs gefressen wurde, den dann ein Fisch verspeiste, der wiederum von einem Fuchs, einem Hund oder einem Menschen gegessen wurde, bis sich das Staubkorn im Darm des letzten Gliedes zu einem richtigen Lebewesen entwickeln konnte. Er staunte über den Überlebenswillen, den solch ein Tier haben musste, wenn es all diese Stadien in Kauf nahm, genau wissend, dass es nur mit viel Glück dort hinkommen würde, wo es hingehörte.

Elisabeth fand diese Überlegungen ekelerregend. Wenn Johannes zu erzählen ansetzte, drohte sie, sich zu übergeben, und das wollte er dem Kind nicht antun. Zu gern hätte er ihr, seiner Frau und besten Freundin, mehr von seinem neuen Wissen erzählt. Etwas Besonderes zu können, war in St. Peter normal, aber etwas Außergewöhnliches zu wissen, unterschied ihn vom Rest des Dorfes. Tagtäglich – nicht nur, wenn er ihr von Würmern erzählen wollte – wunderte sich Johannes, wie anders Elisabeth seit ihrer Schwangerschaft geworden war. Häufig klagte sie, wie anstrengend es sei, schwanger zu sein, dass sie so leiden müsse, dass ihr alles wehtue. Johannes verstand sie nicht. Was war nur mit der Elisabeth passiert, die sich

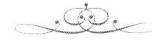
beim Aufstauen des Mitternfeldbaches einen Nagel durch die Sohle getreten hatte und vollkommen unbeeindruckt durch den Ostwald und über zwei Äcker nach Hause marschiert war? Johannes wühlte daraufhin wieder in der Bibliothek. Er las, dass eine Schwangerschaft das größte Glück für eine Frau sei, der schönste Zustand in ihrem Leben, woraufhin er sich schwertat, Elisabeth weiterhin ernst zu nehmen, und vor ihren Klagen immer häufiger flüchtete. Was Elisabeth niemals zugegeben hätte: Sie war eifersüchtig auf Johannes, dessen Bauch mit Wurm mehr Aufmerksamkeit erregte als der ihrige mit Kind. Sonntags umzingelten sie die Dorfkinder, sobald sie aus der Kirche kamen, wollten jedoch niemals die Tritte des Babys fühlen, sondern immer nur mit dem Ohr auf Johannes' Bauch hören, was der Wurm machte. Ständig brachten irgendwelche Tanten der Handelskollegen von Heiligenstatuen und Großmütter von Cousins aus der Blasmusikkapelle diverse Kräutersude oder Wurmmöle. Keines davon vermochte den Wurm zu beseitigen, vielmehr bescherten sie Johannes Würgeanfalle und schnellen Gang. Nur Elisabeth wurden keine Hausmittel gebracht.

Als sich die Sturmfront ausgerechnet hatte und ein pittoresker Altweibersommer die Waldhänge golden färbte, kamen Bergsteiger ins Dorf. In den letzten Jahren waren sie ausgeblieben, und die St. Petrianer hatten schon befürchtet, dass sie irgendwann zurückkommen würden, doch hätten sie niemals gedacht, es gäbe Bergsteiger, die verrückt genug seien, im Herbst zu kommen – Altweibersommer hin oder her. Wie immer, wenn die Wahnsinnigen heranrückten, klapperten die Fensterläden zu, wurden die Wäscheberge ins Haus geholt und die Kinder heimgerufen, noch bevor der Tross das Ortsschild passiert hatte.

»Wos sand des bloß für Männer, wann de si net amoi rasiern könna«, flüsterten sich die letzten St. Petrianer am Dorf-

[9.0.] Nach dem Wechsel des Jahrhunderts war der ganze Kontinent im Wandel, seit ein im Bezug auf seine Körpergröße überaus kleiner französischer Herrscher an die Macht gelangt war, der jedoch, wie es vielen kleinen, von der Natur wenig geliebten Männern zu eigen ist, ein übernatürliches und auch den Göttern unliebes Machtbedürfnis verspürte. Und während die Gebietsgrenzen und Allianzen zwischen dem nördlichen, dem atlantischen, dem mittleren und dem Euxenischen Pontus neu verschoben wurden, wurde der Alpenraum vom Kaiserreich im Osten abgetrennt und einem im Norden liegenden Herzogtum zugeteilt. [9.1.] Es dauerte vierzehn Jahreszeiten, bis die St. Petrianer davon erfuhren, daß sie nun nicht mehr dort dazugehörten, wo sie einst dazugehört hatten. Anfangs, so wird berichtet, sei es ihnen egal gewesen, da sie nicht belästigt worden seien. Ich habe allerdings herausgefunden, daß es schließlich ein Ereignis gab, welches die anderen Alpenbarbaren in den Krieg trieb; die Verletzung ihres Freibriefes, der zuvor den Barbaren aller Berge zugesichert hatte, niemals zum Kriegsdienst in anderen Gebieten als dem eigenen eingesetzt zu werden. Die Barbaren aller Stämme, mit Ausnahme der St. Petrianer, griffen daraufhin zu den Waffen und führten zahlreiche Kriege gegen die Besatzer. [9.2.] Bezüglich der St. Petrianer wird berichtet, daß sie so lange überlegten, ob es ihnen nützen würde, sich anzuschließen, daß, als sie bereit waren, eine Entscheidung zu treffen, der Aufstandsanhänger namens Sandwirt bereits gefangengenommen und hingerichtet worden war, was das Ende aller aufständischen Tätigkeiten unter den Barbaren bedeutete. [9.3.] Wie nun die Geschichtsaufzeichnungen berichten, bereuten die St. Petrianer seinen Tod sehr und ehrten ihn, doch weitere Schritte unternahmen sie nicht, sondern warteten, bis sich die Lage im Rest des Landes beruhigt hatte. St. Peter am Anger war und ist auch heute, wie ich bezeugen kann, so weit weg vom Rest der Welt, daß die Bewohner, solange sie nicht die Berge in die Luft sprengen, tun und lassen können, was sie wollen, ohne daß es jemand bemerkt.

Fährten und Fronleichnam



Bevor Alois Irrwein am nächsten Morgen zur Baustelle der Kaunergrats fuhr, um den Dachstuhl für den neuen Schweinestall zu zimmern, stand er lange in der Einfahrt und überlegte, wofür er sich am meisten schämte: dass sein Sohn nach versauter Matura besoffen im Vorgarten schlief oder dass dessen Oberkörper zaundürr und löschkalkfarben war. Ilse schlief noch, sie hatte die Nacht hindurch so geweint, dass er sie nicht aufwecken wollte – also verzichtete Alois darauf, seinen Sohn ins Haus zu schaffen. Stattdessen holte er die olivgrüne Plastikplane aus der Garage, mit der er das späte Gemüse vor kalten Nächten schützte, breitete sie über Johannes, damit er den Nachbarsaugen verborgen blieb, und fuhr zur Arbeit. Den ganzen Tag über ließ ihn der Gedanke an Johannes' Oberkörper, der ihn an eine gerupfte Hühnerbrust erinnerte, nicht mehr los. Auch wenn er sich bereits vor langer Zeit damit abgefunden hatte, dass ihm sein Sohn nicht sonderlich nachgeriet, mussten das nicht alle neugierigen Augen des Dorfes zu sehen bekommen.

Klick-tack-klick-tack-klick-tack-klick-tack-klick-tack – im Gleichtakt klackten die Skistöcke des Vereins der Nordic-Walkerrinnen St. Peters auf den Asphalt der Hauptstraße. In schreiende Farben gehüllt walkten zwei Dutzend Frauen in Herdenformation das Dorf ab. Angelika Rossbrand marschierte als Vereinsgründerin an der Spitze, drei Frauen hatten jeweils nur

einen Stecken und schoben mit der zweiten Hand einen Kinderwagen. Manche hatten Schweißbänder um Handgelenk und Stirn, andere trugen Pulsmesser, alle waren sie schon etwas aus der Puste, da die heutige Runde bereits fünfunddreißig Minuten andauerte und bald, nach dem Streckensprint über die Hauptstraße, im Garten des Café Moni enden würde, wo sich der Verein nach dem Morgensport mit Eisbechern stärken würde. Plötzlich erhob Angelika jedoch auf Höhe des Irrwein'schen Gemüsegartens die Hand, und die Frauen bremsten quietschend ab, um nicht ineinanderzulaufen. Auf Angelikas Nicken hin blickten alle in Ilse Irrweins Garten und verrenkten erstaunt die Köpfe, um die olivgrüne Plastikplane zu begutachten, die dort den Boden bedeckte, wo ansonsten der Kopfsalat wuchs.

»Schauts amoi, de Ilse hat d'Frostschutzplane im Goartn«, ertönte die hohe Stimme der Kirchenchorsopranistin Hilde Wildstrubel, woraufhin alle skeptisch zu flüstern begannen, dass es gestern sicherlich keinen Frost gegeben und ob Ilse vielleicht exotisches Gemüse angebaut habe, mit welchem sie den nächsten Kochwettbewerb für sich entscheiden wolle. In St. Peter am Anger waren bis auf gelegentliche Auseinandersetzungen, die mal hier, mal dort entstanden, sich grundsätzlich alle Frauen wohlgesinnt. Doch der zwei Mal jährlich stattfindende Kochwettbewerb, bei dem die Siegerin ein Set gefriertauglicher Tupperware-Schüsseln gewinnen konnte, entzweite die Freundinnen regelmäßig. Gertrude Patscherkofel hatte vor anderthalb Jahren heimlich Topinambur angepflanzt, die bis dahin in der Mütterrunde nicht bekannt gewesen waren und die ihr, mit Muskatnuss, Käse und Crème fraîche verarbeitet, den Sieg eingebracht hatten. Die Frauen flüsterten und entschieden, dass sie solch eine Wettbewerbsverzerrung nicht noch einmal zulassen wollten. Sie waren sich einig, dass die Wölbungen, die die Plane schlug, sicherlich Setzlinge waren, also legten sie ihre Skistecken auf den

Asphalt und huschten im Gänsemarsch in den Vorgarten, um herauszufinden, was Ilse angepflanzt hatte. Im Kreis stellten sie sich rund um die Plane. Angelika Rossbrand hatte einen ihrer Stecken mitgenommen, schob damit die Plane beiseite, und alle hielten sie mit einem »Huch« die Luft an, als ein bleicher, an den Wangen erdiger Kopf zum Vorschein kam.

»Des is do da Johannes«, stellte Sabine Arber fest, und Hilde Wildstrubel fragte:

»Is der hinig?«

Angelika stupste ihn mit ihrem Skistock an, und langsam kam Johannes zu sich.

Das Aufwachen fühlte sich an, als würde er durch einen tiefen Tunnel zurück in seinen Körper fallen, und er sah nochmals die zarten Gesichter der Musen vor sich, doch als er die Augen aufschlug, hatten seine Musen fünfundzwanzig Kilo zugelegt, ihre weiße Haut war sonnenverbrannt, sie trugen grässliche Sportkleidung, und ihre Haare klebten am verschwitzten Kopf. Johannes riss die Augen auf und fragte sich, ob er aus dem Himmel in die Hölle gefallen war.

»Lebst nu?«, fragte ihn Angelika Rossbrand schließlich. Johannes fuhr sich kurz über den Oberkörper und nickte, als er merkte, dass er von keinen Rankstangen durchbohrt worden war. Er wusste nicht ganz, wo er war, und er war noch weit davon entfernt, sich lebendig zu fühlen. Sein Gesundheitszustand war den Frauen jedoch egal. Hilde Wildstrubel beugte sich über ihn und hielt ihm ihren ausgestreckten Zeigefinger entgegen:

»Johannes, wir ham Grund zur Annahm, dass de Ilse exotischs Gemüse vor uns versteckt. Woäßt du wos?«

Johannes verstand nicht, was sie meinte, und starrte sie mit offenem Mund an.

»Lügen hülft net!«, legte Martha Kaunergrat nach und berührte mit ihrer Turnschuhspitze seinen Oberarm, als würde sie auf ihn draufsteigen, wenn er nicht antwortete. Johannes

sah ihr Gesicht nicht, da Martha Kaunergrats Brüste so groß und prall waren, dass sie ihren Kopf verbargen. Johannes bekam Angst und schüttelte emsig den Kopf. Die Frauen sahen sich kurz an und beratschlagten. Schließlich zeigte Angelika Rossbrand mit ihrem Skistecken auf seine Brust:

»O. k., wir glaubn da, owa wehe, wir stelln fest, dass'd lügst! Du sagst uns g'fälligst, wenn da was auffällt, verstanden?«

Johannes' Mund war trocken und seine Stimme heiser; er nahm sich zusammen und krächzte, so laut er konnte: »Ja-wohl!«, woraufhin die Mütterrunde im Gänsemarsch abzog, die V-Formation wieder aufnahm und ins Café Moni zu den verdienten Eisbechern abzog.

Johannes richtete sich mühsam auf und blickte ihnen hinterher, bis sie nicht mehr zu sehen waren. Nur das Klick-tack-klick-tack-klick hallte noch in seinen Ohren.

»Was war das bloß?«, fragte Johannes den Nussbaum, doch das Blattwerk leuchtete nur grün im Licht der Sonne und schien auch keine Antwort zu haben.

Johannes kannte die Frauen, die sich um ihn geschart hatten. Sie waren Freundinnen seiner Mutter, die oft im Irrwein'schen Wohnzimmer zu Kuchen und Kaffee zusammenkamen, aber er hatte sie noch nie Sport treiben sehen, vor allem nicht solch seltsamen Sport, der vielleicht gar kein Sport war, wie er überlegte. Und wieso hatten sie wissen wollen, ob Ilse exotisches Gemüse anbaute, und welche grausamen Dinge würden sie wohl mit ihm anstellen, wenn er nicht mit ihnen kooperierte? Und plötzlich kehrte die Erinnerung an die Vision der letzten Nacht zu ihm zurück. Johannes fühlte sich auf einen Schlag wie Herodot, der ein fremdartiges, eigentümliches Barbarenvolk entdeckt hatte und es dringend erforschen musste.

Bis zu diesem Moment hatte Johannes sein Dorf für den langweiligsten Ort der Welt gehalten, an dem sich sogar die Kühe fadisierten, weil nie etwas passierte. Doch plötzlich hatte er das Gefühl, den Kühen wäre gar nicht langweilig,

sondern er hätte bloß ihren Gesichtsausdruck falsch gedeutet. Johannes dachte daran, wie Herodot all jene Völker in ein neues Licht gerückt hatte, die man bis dato für bedeutungslos gehalten hatte. Von den Ägyptern hatte er berichtet, wie sie, vollkommen anders als die Griechen, ihr kleines Geschäft im Sitzen und ihr großes Geschäft im Stehen verrichteten. Bezüglich der Babylonier hatte er aufgedeckt, dass die Männer ihre Frauen einmal im Monat in den Tempel brachten, um sich dort wahllos mit allen zu prostituieren, und sogar über jenes nomadische Volk am Ende der Welt, die sogenannten Skythen, hatte er Bemerkenswertes herausgefunden, und zwar, dass diese ein Rohr aus Knochen in das Geschlechts-teil der Kuh steckten und hineinbliesen, während sie ihren Euter abmolken. Und plötzlich merkte Johannes, dass er all dies auch den St. Petrianern zutraute. Doktor Opa hatte einst ihre Körper erforscht, und Johannes merkte, dass er nun ihre Geister erforschen musste.

Nachdem er sich mit dem Gartenschlauch die Erde von der Haut gewaschen hatte, kramte er jenes original Moleskine-Notizbuch aus seinem Schreibtisch, das er sich für die Zeit nach der Matura geleistet hatte. Johannes küsste das Papier, schlug das Buch akkurat vor sich auf, sprach ein Dankesgebet an Herodot und die Musen und begann, einen Brief an den Digamma-Klub zu entwerfen, den er in der kommenden Woche in der Hauptstadt hätte treffen sollen. Es schien ihm unumgänglich, sie sofort wissen zu lassen, welche wissenschaftlicher Sensation er auf der Spur war, und obwohl es ihn in den Fingern juckte, nahm er sich die Zeit, die erste Fassung ins Notizbuch zu schreiben, bevor er die Reinschrift auf gutem Briefpapier niederschrieb. Alles zuerst in ein Notizbuch zu schreiben, war nun mal eine Angewohnheit, die er von seinem Großvater übernommen hatte.

Blasmusikpop



Nachdem das kleine Bergdorf St. Peter am Anger beschlossen hatte, sich mit dem Hamburger Skandalverein St. Pauli im Fußballspielen zu messen, verging kaum eine Stunde, in der die Dorfbewohner Johannes nicht aufsuchten, um ihm ihre Ideen vorzustellen. Für die Grundorganisation des Spektakels hatte er sich am Modell der athenischen Heeresordnung orientiert, die Herodot ab dem siebten Buch der Historien beschrieb. Nicht ein Feldherr befahl alle Soldaten, sondern kleinere Heeresabteilungen agierten autonom, damit der Feldherr sich nicht um alles kümmern musste. Dementsprechend hatte Johannes also Arbeitsgruppen eingerichtet, diesen jeweils einen Leiter vorgestellt und sie mit einzelnen Aspekten der Organisation betraut. So leitete zum Beispiel sein Vater Alois gemeinsam mit Herrn Rettenstein die Arbeitsgruppe Tribünenbau, um den Fußballplatz zu einem um zwei Drittel größeren Stadion umzubauen. Obwohl August war, hatte Johannes' Mutter den Kindergarten wieder geöffnet und bot mit einigen Dorfmadchen als Helferinnen neuerdings Nachmittagsbetreuung an, damit alle Kinder des Dorfes beschäftigt waren und sich die Älteren vollständig den Vorbereitungen für das große Spiel widmen konnten. Edeltaud Parseier und Angelika Rossbrand waren verantwortlich für die Dorfdekoration, und Marianne Rettenstein kümmerte sich mit der Mütterrunde um das Catering. Vorgestern hatten sie Johannes bereits um neun Uhr früh aufgelauert,

um ihn den Höhepunkt der kulinarischen Angebote kosten zu lassen: den McPeter. Es handelte sich dabei um ein Fleisch-laberl (Faschiertes, Zwiebel, Ei, Petersilie), das mit der bei Tupperwarepartys beliebten Cocktailsauce und einem Salatblatt garniert zwischen Boden und Deckel einer Semmel serviert wurde. Eine der schwierigsten Aufgaben für Johannes war es, um neun Uhr morgens der Mütterrunde Lob und Ermutigung auszusprechen, ohne sich zu übergeben. Robert Rossbrand kümmerte sich mit einigen Dorfjugendlichen um PR und Marketing, was Johannes ein Dorn im Auge war, da er fürchtete, Robert mit seiner brachialen Art verstünde darunter, sich wie ein mittelalterlicher Nachrichtenkolporteur auf den Dorfplatz zu stellen, einen Kochlöffel gegen einen Topf zu schlagen und laut zu schreien. Alle waren mehrfach in die Organisation eingebunden, doch Einzelne kamen ständig mit *Spezialideen* auf ihn zu. Das meiste konnte er absegnen: So wollte zum Beispiel die Dorfvolksschullehrerin ein Begrüßungslied mit den Volksschulkindern singen, der Bauer Kaunergrat seine weißen Kühe mit Sprüchen wie Vereinslogos besprühen – wozu ihn sein Sohn Bastl überredet hatte, der als eifrigster Schmierfink in die Geschichte der St.-Petri-Volksschultoilette eingegangen war, noch bevor er die Volksschule beendet hatte –, und Schuarl hatte sich von Johannes die Genehmigung für einen speziellen *Notfall-Müllentsorgungsplan* geholt, der so kompliziert und verschroben war, dass Johannes ihn zwar nicht verstanden, aber bestätigt hatte, weil Schuarl ihn sonst nicht in Ruhe gelassen hätte. Johannes war nach dem Vorfall mit der Maus nicht gut auf Schuarl zu sprechen, wenngleich er wusste, dass den Gemeindearbeiter keine Schuld traf. Er war nur seinen natürlichen Impulsen gefolgt. Simona und er hatten seither nicht mehr miteinander gesprochen. Johannes hatte sich nicht getraut, sich bei ihr zu melden, und auch Simona hatte keinen Ton von sich hören lassen. Obwohl Johannes anfangs gegen das Spiel ge-

wesen war und in seinem Herzen am liebsten noch immer alles abgesagt hätte, war er froh, von frühmorgens bis spät-abends eingespannt zu sein, denn so war er wenigstens die meiste Zeit abgelenkt und musste nicht ständig an Simona denken. Johannes hätte es zwar nie zugegeben, doch er fühlte sich plötzlich wohl im Dorf. Es war ein seltsames Gefühl, geschätzt, gebraucht und um Rat gefragt zu werden – selbst wenn ihn die Dorfmädchen fragten, ob die Männer in St. Pauli genauso flirteten wie die Männer in St. Peter.

Liebe zivilisierte Freunde! Ja, es ist mir anzukreiden, daß ich in der letzten Zeit kaum Fortschritte mache, was die Erforschung der Bergbarbaren angeht, und glaubet mir, das Schuldgefühl raubt mir den Schlaf, schrieb Johannes in einem der nun seltener werdenden Einträge im Moleskine, obwohl das erlogen war, denn von der Organisation streng eingespannt, schlief er jede Nacht, kaum dass er ins Bett sank, wie ein Stein. Meine zivilisierten Freunde, Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, wie arbeitsintensiv es ist, solch ein Ereignis in nur einem Monat auf die Beine zu stellen. Fußball ist ein komplexes Phänomen, man braucht abseits des Platzes die zehnfache Anzahl an Helfern wie Spieler auf dem Platz. Doch Gott sei Dank erweisen sich die Bergbarbaren als kooperativ, und ich hoffe, bald wieder Fortschritte in meinen Studien zu machen. Wobei ich Euch versichern kann, ich halte meine Augen ständig offen, nur scheint der Kriegszug stillzustehen, da die vier alten Männer der Gerousia anstatt gegen die Zivilisierten nun gegen ihr eigenes Volk Krieg führen. Jener Ältestenrat war nämlich eine Nacht lang im Wald gefangen, nachdem ihnen das Benzin ausgegangen war, und erst nach 13 h wurden sie gerettet, was zur Folge hatte, daß sie sich in ihre Jagdhütte zurückzogen und dort schmollten. Ich befürchte, sie werden sich üble Bestrafungen überlegen, weil sie nicht eher gesucht wurden, doch zurzeit scheint ein seltsamer Friede über dem Dorf zu liegen und eine Harmonie, wie ich es noch nie erlebt habe.